

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 202.

Dienstag, den 31. August 1909.

24. Jahrgang.

Die Frau des Konsuls.

Roman von Reinhold Ortmann.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie sollten nicht gleich an das Schlimmste denken, Herr Konsul! Es wird ganz gewiß gelingen, Ihre Gattin wieder herzustellen. Aber sollte es sich wirklich um ein Verbrechen handeln und nicht bloß um einen unglücklichen Zufall? Es hatte doch sicherlich niemand einen Grund, auf Frau Magda zu schießen.“

Der Konsul sah zu ihm auf mit einem Blick, in dem sich die ganze Verzweiflung seines fassungslosen Schmerzes offenbarte. „Vielleicht gibt es doch einen, der einen Grund dazu hatte. Haben Sie denn vergessen, was am Abend meines Hochzeits-tages geschah?“

„Sie glauben, daß dieser verrückte Deuenhoff —“

Rudolf Gernsheim nickte. „Kein anderer ist der Mörder. Er muß schon während des ganzen Abends auf der Lauer gelegen haben, denn ich sah eine menschliche Gestalt in den Heden, als ich vorhin hinausging, Sie und Eva zu suchen.“

„Aber der Mensch müßte doch vollkommen verrückt sein, wenn er es getan hätte! Welche Wahnvorstellung könnte ihn getrieben haben, meuchlings eine Dame zu überfallen, die ihm niemals etwas zu leide getan?“

Der Konsul machte eine abwehrende Handbewegung. „Fragen Sie mich nicht danach — fragen Sie mich jetzt überhaupt nichts, Stuart! Ich bin nicht in der Verfassung, Ihnen Auskünfte und Aufklärungen zu geben. Wenn man ihn erst festgenommen hat — und ich hoffe, daß es noch in dieser Stunde geschieht — wird ja alles an den Tag kommen.“

Es klopfte, und auf des Konsuls Aufforderung trat der alte Gärtner ins Zimmer, kaum weniger aufgeregter als die beiden Männer, die ihn empfingen, aber mit einem unverkennbaren Ausdruck von Genugtuung im Gesicht.

„Den Mörder habe ich nicht gefunden, Herr Konsul, aber die Pistole, womit er geschossen hat. Da ist sie. Sie lag dicht beim Gartentor auf dem Rasen.“

Gernsheim streckte seine Hand nach dem Revolver aus, den ihm der Gärtner entgegenhielt. Aber noch ehe er ihn berührt hatte, ließ er, wie von Grauen überwältigt, den Arm wieder sinken.

„Legen Sie die Waffe auf den Tisch, Karsten! Wenn die Polizisten kommen, nach denen ich geschickt habe, muß man sie ihnen übergeben.“

Der junge Engländer hatte kaum einen Blick auf die Waffe geworfen, als ein Ausruf höchster Überraschung von seinen Lippen kam. Rasch nahm er sie, um sie genauer zu betrachten. Er las die eingravierte Firma der Fabrikanten „Smith u. Wesson“ und auf einem kleinen silbernen Schildchen am Kolben die Widmung „Kapitän Hellberg j. I. Dr. Deuenhoff“. Es gab so mit keinen Zweifel mehr, daß dieser Revolver derselbe war, den er am Abend von Rudolf Gernsheims Hochzeitstage dem Einbringling entwendet und den er seither, da niemand ihn abgefordert, in seinem Schreibtisch aufbewahrt hatte.

Wäre nicht der Konsul in seinem dumpfen Vorstichhinbrüten ohne jede Teilnahme gewesen für das, was um ihn her geschah, so würde ihm das seltsame Gebahren seines künftigen Schwiegersohnes, das grenzenlose Erstaunen, das sich in seinen Zügen spiegelte, um dann einer noch größeren Verstärkung Platz zu machen, sicherlich zu einer Frage veranlaßt haben. Aber er bemerkte nichts von alledem, und Milner hatte Zeit, Klarheit in seine wild durcheinanderwirbelnden Gedanken zu bringen.

Wenn der Schuß auf Magda Gernsheim aus diesem Revolver abgegeben worden war — und nach Lage der Dinge konnte darüber ja kaum eine Ungewißheit bestehen — so mußte jener Deuenhoff entweder zwei ganz gleiche Waffen mit übereinstimmender Widmung besessen haben, oder der Mordanschlag

war nicht von ihm, sondern von einer Persönlichkeit verübt worden, die Gelegenheit gehabt hatte, sich in den Besitz des von Milner verwahrten Revolvers zu setzen. Stuart selbst gab sich von vornherein keiner Täuschung darüber hin, daß die letztere Annahme die bei weitem größere Wahrscheinlichkeit für sich habe, und es bedurfte für ihn ja auch keines langen Kopfzerbrechens, um den Attentäter zu erraten.

Garriet Henderson hatte sich nach Angabe seiner Wirtin mindestens anderthalb Stunden lang in seinem Zimmer aufgehalten. Daß sie, von Eifersucht und Mißtrauen erfüllt, dies Alleinsein benutzte, um die unverschlossenen Fächer und Schubladen seines Schreibtisches zu durchsuchen, in denen sie vielleicht irgend einen Beweis für seine Schuld zu finden gehofft, wäre durchaus nicht verwunderlich gewesen. Milner erinnerte sich ganz genau, daß das Fach mit dem Revolver unverschlossen gewesen war.

Wie sie dazu gekommen sein sollte, gerade auf Magda Gernsheim zu schießen, war ihm allerdings unbegreiflich. Und an das Unsinnige, das in diesem Beginnen gewesen wäre, klammerte sich denn auch seine einzige Hoffnung. Aber es war eine verzweifelt schwache Hoffnung, die der riesengroßen Furcht vor den Schrecknissen der kommenden Stunde nicht stand zu halten vermochte. Seine Lage erschien ihm als die fürchterlichste und unseligste, in der sich je ein Mensch befunden, denn er wußte ja nicht mehr, was er tun und lassen, was er offenbaren und was er verschweigen sollte. Wenn Garriet die Schuldige war, so durfte doch nicht er es sein, der eine Anklage gegen sie erhob — er, dessen Verrat die Ursache ihres Verbrechens gewesen war. Wenn er aber schwieg, wenn er es zuließ, daß man noch weiter einen Unschuldigen für den Täter hielt, machte er sich damit nicht zum Teilnehmer an diesem Verbrechen, beging er damit nicht zugleich eine Feigheit und eine Schlechtigkeit, die er weder vor seinem eigenen Gewissen, noch vor dem Richterstuhl des Gesetzes würde verteidigen können?

Mit zusammengepreßten Lippen und starrem Blick, den er nicht mehr von der verhängnisvollen Waffe wegzuwenden vermochte, stand er am Tische, eine Zeute der schrecklichsten Vorstellungen und der qualvollsten Zweifel, unfähig, die ganze Bedeutung der Situation zu erfassen und noch weniger instande, sich zu einem befreienden Entschlusse durchzuringen. Der Gärtner hatte sich längst wieder entfernt, und die Gegenwart des Konsuls hatte er fast vergessen. Da plötzlich fuhr er in jähem Erschrecken zusammen, denn er hatte den Klang fremder Männerstimmen gehört, und gleich darauf steckte eines der Hausmädchen ihren Kopf in das Zimmer.

„Die Polizei ist da, Herr Konsul! — Soll ich die Herren hierher führen?“

Gernsheim sprang auf. „Nein — in den großen Salon. — Sie entschuldigen, Stuart, wenn ich Sie nicht bitte, mitzukommen.“

Wenn er doch den Revolver vergähel dachte Milner, obwohl er durchaus keine klare Vorstellung davon hatte, was er in diesem Fall hätte beginnen sollen, um das verräterische Ding aus der Welt zu schaffen.

Aber der Konsul vergaß die Existenz desselben nicht. Mit einer Gebärde des Widerwillens nahm er die Waffe vom Tische und verließ mit ihr das Zimmer. Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fiel Stuart Milner völlig entmutigt in einen Stuhl. Er vergaß, daß es seine Pflicht gewesen wäre, sich vor allem um Evas Befinden zu bekümmern, er dachte überhaupt nicht mehr daran, irgend etwas zu tun, sondern harrte in einer Art von stumpfer Resignation des Entsetzlichen, das seiner Ueberraszung nach nun unfehlbar kommen mußte.

Das Knirschen von Wagenrädern auf dem Kies zeigte das Erscheinen des telephonisch herbeigerufenen Chirurgen an. Stuart

„Dann Philipp: Ja, die erste Werkstube sah wie die Welt, mehr muß endlich auffasse, erst die Welt hat mich an der Stillingstube beinahe umgerannt; wanns so noch um die Wüstnaden gewese war, war des nit esu schlimm, aber mehr sieht se jo gar nit mich.“

Dann Philipp: Jwerall kann merr die Weibslait nit brauche, aber merr wolle doch haam gieh; Christian, hol die Waze unn sag dem Wertt, enn scheene Gruf unn merr ließe Vesse- rung wünsch. Gure beisamme! Dibbogugger.

Eine Beerdigung mit Hindernissen.

Johann Friedrich Karl Maximilian Amor Maria Graf von Ostein war 1735 als Sohn der ersten Ehe des Grafen Heinrich Karl von Ostein, Herrn zu Dohlschitz und Wolschan in Mähren geboren, er besaß als Erbe des Kurfürsten Johann Friedrich Karl großartiges Einkommen. Im Rheingau besaß er die von Ostein'schen Höfe zu Geisenheim und Rüdesheim. Ersterer hat heute als Prachtbau noch Bedeutung. May verwandte große Summen für Verschönerung des Niederwalds bis Rüdesheim, sowie den Geisenheimer Hof, wozu er den Oberbacher Hof und Kapellen-garten ankaufte. Auf dem Niederwald legte er die Zauber-höhle, eine künstliche Grotte mit prächtiger Aussicht auf Schloß Rheinstein, die Rofel, einen kleinen Turm auf der äußersten Spitze des Niederwaldes über dem Binger Loch, den Tempel zwischen Ahmannshausen und Rüdesheim mit einer der schön- sten Fernsichten des Rheins an und bewies dadurch ebenso viel Opferfönn wie künstlerischen Geschmac. In dem Geisenheimer Schloß erbaute er eine prächtig eingerichtete Kapelle, welche erst in neuester Zeit beseitigt wurde. Er starb untermählt als der Letzte seines Geschlechts am 21. April 1809 zu Aschaffenburg. Seine Leiche sollte in der Familiengruft zu Geisenheim, wohin der Graf eine Anzahl Stiftungen gemacht, beigelegt werden. Der kurfürstliche Leibarzthilf Georg Wadere hatte zu Aschaffenburg die Leiche für den Transport um 31 Gulden ein- balsamiert und die Testamentsvollstrecker hatten mit den Ver- wandten des Verstorbenen ein größeres Fahrzeug zur Wasser- reise gemietet. Die Beerdigung sollte am 27. April 1809, mittags 2 Uhr, stattfinden. Aber wenig ehrenvoll gegen die Leiche mußte dieselbe die Reise nicht in dem gemieteten Fahrzeug, sondern in einem demselben angehängten Nachen mitmachen. Auf dem Schiff herrschte keine Trauer; die außerlesensten Speisen und Weine ließen solche nicht aufkommen, so daß auch die Schiffs- leute nicht auf das Anhängel, den Nachen, achteten. Zu Frank- furt entrichtete das Schiff 4 Gulden 36 Kreuzer Durchschlaggeld, auch an Mainz und Biebrich kam das Schiff vorbei, man näherte sich Winkel, als einer der Gesellschaft entdeckte, daß der Nachen mit der Leiche verschwunden. Es trat Ernüchterung ein, es wurde Anker bei Winkel geworfen, zahlreiche Schiffer mußten für gute Trinkgelde allerwärts den Rhein nach dem Nachen ab- suchen. Endlich fand Schiffer Martin Dreier von Winkel den Nachen an der Spitze der Schoenborner Au im Weidenbüsch. Der Schiffer erhielt nach vorhandener Quittung 4 Gulden Trink- geld für seine Mühe. Mühsam ward der Nachen freigemacht, der Sarg gereinigt und besser befestigt. So kam man nach Geisenheim. Dort hatten Pfarrer Kamper mit Glöckner und Chorknaben, dem umflorten Kreuz sowie einer Anzahl Geisen- heimer Honoratioren auf das Schiff vergänglich zwei volle Stun- den gewartet und dann den Müchweg angetreten. Da erscholl die Kunde der Ankunft der Leiche; der Leichenzug setzte sich in Be- wegung und so fand die Leiche des letzten Osteiners am Abend des 27. April 1809 ihre Ruhe.

K.

Unter dem Löwenschild.

□ Zum 200jährigen Geburtstag eines nassauischen Lieber- dichter's. (3. September 1709.) Einer der wenigen Nassauer, von denen Kirchenlieder im heimischen Gesangbuche aufgenommen sind, ist Leopold Friedrich Lehr, geboren am 3. September 1709 zu Kronberg a. L., wofelbst sein Vater Kurfürstlich Mainzischer Oberkeller (Rentmeister) war. Nachdem er die Schule zu Idstein i. L. besucht, studierte er zu Jena und Halle Theologie und wurde 1739 Diaconus zu Köthen, wo er mit großem Amts- segnen wirkte und ansehnliche geistliche Votationen zu Aemtern erhielt. 1744 reiste er von Köthen, um einige Freunde zu be- suchen, gesund nach Magdeburg, „griff sich aber“, wie in der seltenen gefundenen alten Liebernachricht zum Augsburger Gesang- buche (herausgegeben 1770) treuherzig erzählt wird, „als er da- selbst ein Wort der Erweckung redete, so sehr an, daß er in ganz außerordentlichen Schweiß versiel, wenige Stunden darauf von dem weißen Friesel befallen wurde und von selbigem am 26.

Januar 1744 im 36. Jahre seines Alters und im 4. seines ge- segneten Verheirathes zu früh zu dieser Erde, unser aller Mutter, eilte.“ Sein Sternbild „Rein Gelland nimmt die Sünden an“ (Nr. 191 des Ev. Gesangbuchs) hat der geschickte Augsburgerische Pfarrer Hildebrand bei den Varsbüchern, mit schönen Anmerkungen begleitet, besonders herausgegeben. Es ist in verschiedene Spra- chen übersetzt worden und wird in Ost- und West-Indien gesun- gen, wie ein auf seinen Tod verfaßtes Gedicht in den Worten be- zeugt: „Das ungemeine Lied singt man in Ost und West den armen Sündern für und also wissen es auch überall die Kinder“. In Kronberg leben heute noch Träger des Namens Lehr; ob und inwiefern sie mit dem vor 200 Jahren dort geborenen Dichter ver- wandt sind, dürfte durch die Kirchenbücher aufzuweisen sein.

□ Die ersten Mädchenschulen in Nassau. An die Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts dachte man in Nassau bereits im 16. Jahrhundert an verschiedenen Orten. Die erste Schule für Mädchen war diejenige zu Gerborn. Sie wurde gegründet von dem Pfarrer Andreas Rauting, der am 5. Februar 1582 in Gerborn angestellt wurde, aber schon am 1. Januar 1584 starb. Alten Chroniken zufolge ist diese Gerborner Mädchenschule in den ersten Zeiten ihres Bestehens auch „mehr von Weibs- als von Mannspersonen bedient worden.“ Schon 1591 kommt als Lehrerin die Frau des zweiten Kaplans Johannes Geidfeld vor, und es wird von ihr berichtet, „daß sie der schlechten Pfarre wegen Mädchenschule gehalten“ hätte. Dieser Pfarrer Geidfeld ist der berühmte Verfasser des „Sphing“, ein jüngerer Bruder des hanausischen Reformators Heinrich Geidfeld und der Vater des Justus Heinrich Geidfeld, Geh. Rates zu Dillenburg, zuletzt Pfarrer zu Berg-Ebers- bach, wo er auch begraben liegt. Der Grabin'schrift zufolge war er „Theologus et Philologus, pietate, eruditione et scriptis clarus“. Etwas später, auf Weihnachten 1614, erhielt Weiburg „eine Mädchenschule“ durch eine wohlthätige Stiftung der Gräfin Anna, Mutter des Grafen Ludwig. Der erste „Mädchenschulmeister“ derselben war Joh. Jakob Hamburger, der den Unterricht in seinem eigenen Hause erteilte. Es ist erfreulich, zu lesen, daß diese Mädchenschule auch in Industrie-Arbeiten unterrichtete, denn es heißt: der Schulmeister soll jährlich 50 fl. und 5 Achtel Korn erhalten, jedes Mädchen aber ihm jährlich einen Gulden bezahlen, „neben sonderlicher Vergeltung des Nähens“. Im 18. Jahrhun- dert erhielt diese Schule die abgeschmackte Bezeichnung „Jung- fern-Schule“. Auch in Idstein bestand schon zur Zeit des 30- jährigen Krieges eine von Frauen geleitete Mädchenschule, wie Direktor Nitzhaus vom Idsteiner Gymnasium in seinen „Nachrich- ten von der Stadt Idstein“ (1787) berichtet.

W.

□ Nassauische „Schlemmer“ vor 130 Jahren. Am 21. Februar 1779 und dann noch wiederholt im gleichen Jahre, nahm Wil- helm, Prinz von Oranien, Fürst zu Nassau, Veranlassung, ein gnädigstes Mandat wider die bei Hochzeiten, Kindtaufen, auch am Christfest und Neujahrstag gewöhnlichen Verschwendungen bekannt zu geben. Nach einer Einleitung, in der auf das unmäßige Schwelgen, das zum Ruin der Untertanen führe, hingewiesen wurde, bestimmte der Erlaß, daß bei Hochzeiten die Trauung vor- oder nachmittags zu geschehen habe. Um 10, spätestens 11 Uhr des nachts habe die ganze Hochzeitsgesellschaft auseinanderzu- gehen, bei 5 Gulden Strafe für die Hochzeithalter und 2 Gulden Strafe für jeden einheimischen Hochzeitsgast. Alle Geschenke bei Hochzeiten wurden bei Strafe von 15 Gulden verboten. Musik zum Hochzeitszug wurde nicht mehr erlaubt, ebensowenig Trin- ken starker Getränke vor der Hochzeit: Bei Zuwiderhandlung 5 Gulden Strafe. Schießen bei der Hochzeit und Tischrücken nach der Hochzeit solle mit 5 Gulden Strafe geahndet werden. Für Kindtaufen wurde bestimmt, daß jeder Vater sein Kind aus der Taufe heben oder höchstens zwei Taufpaten nehmen solle. Kein Taufpate dürfe dem Kinde oder den Eltern etwas schenken, die Strafe belaufe sich auf die Höhe des Geschenkwerths. Den Pre- digen gebühre nichts als die Einschreibgebühr. Zu Kindtaufen- en sollen bei 5 Gulden Strafe für Zuwiderhandlung nur Aus- wärtige zugelassen werden, auch die Hebamme. Schließlich wur- den alle sogenannten Christ-, Neujahr's-, Paten- und Gothen- geschenke verboten. Wenn jemand nur einen Neujahr'swecken an- nehme, solle er schon mit 10 Gulden bestraft werden. Als Zweck dieser strengen Verordnung wird angegeben, daß das Vermögen der wenig Bemittelten Untertanen erhalten werden solle. Es soll auch nur bestraft werden, wer über 500 Gulden eigenes Ver- mögen besitzt. Er kann bar zahlen oder abverdienen. Schließ- lich wurde den Predigern befohlen, die Verordnung alljährlich von der Kanzel aus in Erinnerung zu bringen und zwar am ersten Sonntag im September und am vierten Advent. Leider wird nicht berichtet, ob die Verordnung etwas genutzt hat. Jeden- falls haben sich die damaligen Gebräuche bis auf den heutigen Tag erhalten.

D.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöck in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Rehsold in Wiesbaden.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochensbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Virreche: M'wend beisamme! Nach merr emol e bisje Waj Gebatter Schorck, du megst dich jo heit Owend so braat, als wann de Disch allaans dei wär, annere Zeit wolle sich doch aach seje.

Schorck: No, emol e bisje langsam mit de arme Zeit, du scheinst jo recht eebischer Raune ze sei, waf kann ich dann devor, wann der nit Alles noch Wunsch giebt, oder hott der dei Owend wider emol de Standpunkt foor gemacht? Immer hiesch manierlich unn aastännig, sonst kunnste ebbes erlwe; also erraus mit de Sprooch waf derr basiert is.

Gannphilipp: Ich hunn geheert, er wär am Sunndaag Mittaag mit em Fesselballong im Sturhaus uffgestiehe unn sich geärjert, des des Spähje vunn knapp zehn Minute fief Mark gekost hot! Unn des war aach des aangige Geld, waf err eigestekt hat, haangieh wollt er noch nit, weil er doch sein Eintritt bezahlt hot unn verzeihen konnt er niz mieh, weil er laa Geld mieh hat; des Heiertwert unn des Brillantfeiertwert wollt er aach nit im Stich losse unn die Zeit is er gar nit mieh zu genieje.

Virreche: No jekt machs norr nit schlimmer wie's war, oder is des nit e verflucht kligher Zustand, wann merr ebbes verzeihen will unn hot niz mieh druff, do kann de gemietlichste Mensch fuchedeivelswid werrn unn wann aam dann aach noch so en halloer Bekannter einlad, e gut Platsch Wei mit emm beim Ruthe ze trinke unn merr kann sich nit revanchiern; aber des basiert merr nit mieh, lieber sted ich merr jedesmol e paar Zwanzigmärkter ei, merr huns jo!

Schorck: Ich meegt derr noor roote, sei in Zukunft nit so hungtig, es is jo ganz schee, wann merr sparsam is, aber nit knidig, aber jaat emol, was halt err dann vun de lekt Stadtverordneteversammlung? Ich waarn uff de Gallerie un hunn de Jährplan recht uffmerksam verfolgt; also e nei Wajehall vor 162 Mill solle merr griehe, aber unser Stadtväter maante doch, die Sach kennt e bisje billiger gemacht werrn; des fimm ich aach ganz am Waj, merr misse spaarn wo merr noor kenne.

Gannphilipp: Ob die Wajehall doo grad am richtige Waj is, meecht ich nit behaabe, unn des de Ludwigsbahnhof als Erjaf vor den jehige Betrieb des richtige Gebäude is, unn praktisch gelehe is, meegt ich wider nit behaabe; ich vor mei Daal hett am liebste gefeh, wann merr die städtische Heiser Bleichstrook 1 unn 3 abgerisse hett unn do vor unser ganz Stadtbauamt e groz Haus hingestellt hett, des merr alle Baubeante unn waf drum unn draa hängt, dort unnerbringe kenne; unn dann muh doch aach die städtisch Wog do ewed!

Virreche: Do hoste jo Unrecht nit unn merr breicht aach an unser Rothaus laa zwantes mit em Verbindungsgang draagehänge unn den schöne Waj zu verbaue; iverall forgt merr vor Licht unn Luft unn wennt Summerdausende kost unn hier will merr grad des Gegendaal mache; die Stadt kennt sich de Dank vunn de Berjer verdien, wo unser Markt Waj doch nit so ausgefalle is wies vor e Weltkurstadt sei migt, unn sich dadurch de Mangel vor e Markthall immer mehr als Bedersnis errausstellt, unn des aach endlich des alt Amtsgerichtche an de Ed verschwinnt unn des merr nit noch e Jährzehnt in die alte Ginnerheiser am Dernsche Terräng emnin ze gute braucht; merr stellt in die Verlängerung der Museumstrook in der Richtung uff die Mauer-gaz e Markthall so hiesch, groz, schee unn praldisch, des aam sogar die Berliner drum beneide migte. Waf werd z. B. de Zeppelin unn de Parjebal gedocht hunn, wie se iver des hiesche Wisbare gegondelt fimm unn in de Mitte Stadt newer dem Rothaus, de Kirch, dem Wollzeipräsidium, bene ville scheene Potels etc. leigt so e garstiger Flek!

Schorck: Heer emol, du schwezt wie e Abbotat, des is jo Alles ganz schee unn heit aach em Jwed, wann de Stadtrout wärscht, aber esu hots kaan Bert, aber wann de maanst, des dei Projekt Aussicht hett, so kunnste jo emol e Berjer-ersammlung eirufe unn enn die Geschicht an Hand vunn Plän etc. e bisje Norer mache; iverigens beste de e gurer Stadtbauamei-

ster gewie, merr hunn doch ewe kaan die Zeit unser Felir nooch de Residenz is; aber err habt mich vorhinn unnerbroche; also die Wajehall steht in Aussicht direkt neue dem Faulbrunneblatz unn hoffentlich bleibts bei de bewilligte Summ; vor die Rothands-erweiter is scharf debatiert werrn, anner vunn de Verordnete wollt 150 Mille uff amol hunn, als wann des Geld uff unserer Stadtlaf noor so ze greife wär; 50 mill fimm jo vor die Funda-mentserweite am Adlerbad bewilligt, unn dodemit scheint also werlich emn Anfang gemacht ze werrn, unn wie merr waf, läst die Stadt ihre Erweiter im Winner nit im Stich; es soll noor iverall so gefort werrn wie bei uns; die Zeite fimm ewe schlimm unn schlecht stiechts iverall mit de Erweiter.

Gannphilipp: Uff em Land kennt merr im Summer unn Herbst vill Zeit brauche, aber wer emol in die Stadt geroche hott will nit mieh ennaus; die Bauern hunn ihr Last, des se ihr Frucht, Obst unn Grummet haam griehe unn dehte gern de Zeit Arweit gewie, aber se griehe Niemand, mit Soldate unn schlinnstefalls mit Stroojesangene misse se sich behelfe; nadierlich is uff em Land nit alle Daag ebbes ze siehn unn loos wie in de Stadt, aber dodevor kenne aach die Zeit manchen Grozche spaarn unn bräuchte nit als Rothandsarweiter ze schaffe; die Luft deest aach Mandem gut, der in de Stadt hechtiens am Sunndaag ebbes von Feld unn Wald sieht; aber so is es, die Kathrin, die Josefine, de Kunrad, de Bastian unn wie se alle haage, misse in die Stadt heirate, do werd Geld verdient wie Gei, annerst wie uff em Land, aber se bedenke aach nit, des sich fast Jeder uff em Land e Mederche beplante kann, sich e Waas unn e paar Ginkel halle kann, billiger wohnt unn im Groze unn Ganze vill sorjefreier lewe kann wie in de Stadt; aber naa, Didepp fimm se.

Virreche: Alter Freind, Recht hoste, aber tantwe Ohren duffte predige, lof se doch mache, waf se wolle, kauer hungern se in de Stadt als des jo Jemand, der vum Land is, noch emol geridgieht; merr blamiert sich jo unn was solle die Zeit vunn aam denke? Ich vor mei Daal meegt aljemol uffs Land gziehe, dann in su erre Gruchstadt ward merr doch nit mieh estemiert is merr e bisje altfränkisch aagezoge, gleich werd merr haamlich ausgelacht; duht merr sich emol unversärscht in seiner Motter- unn Vaterprooch ausdrick, hefts, waf e ungebildet, ordinarer Mensch, will merr emol sei Sackuch sparn unn merr schneuzt sich mit de Finger, scheune se aam Sauterl, unn waf noch mieh, so is es.

Schorck: Du maanst, merr wärn noch in Wisbare wie vor fufzig Jähr! Die Zeite fimm vorbe; aber wann de gern dein Staab von de Fij schitteln willst, so gieh weiter wie Kam-bach, dann in e paar Jähr hunn merr doch die ganze Nestler eigemand; dann brauche die Frankforter sich nit mieh did ze mache mit ihrem Stolkewort: „Wie kann noor e Mensch nit vunn Frankfort sei“, naa, merr saan dann: „Wie kann noor e Mensch nit vunn Wisbare sei, denn Frankfurt, Meenz unn Ervenum, die leiche doch bloos drum errum“. Also Virre, bleib, wo dei Wieg gestanne hott, vorausgeleht, des de aa gehabbt host.

Gannphilipp: Losse merr des Tema, aber Berjer hott merr immer, wie de Parjebal hier uff em Exerzierblatz geland is, steht so e ostpreiische Windhund newer merr unn maant: „merkt so recht, das Baderstadt noch recht kleinstädtisch veranlagt, für so'n Rinderpiel 2000 Emu zu opfern; paar Leute da, hätten mal in Berlin sein sollen bei Landung Zeppelin, ganz andere Bejeisterung gewesen, sogar Majestät anwesend gewesen“. Hunn ich aber dem Maulaff mei Meinung gesaat! De Zeppelin war eher bei uns wie bei Eich, unn zudem, wanns Ihne nit bast, kenne se jo gleich wider abdampfe, Sie Neergler Sie!

Virreche: No, der werd aber enn scheene Begriff vunn de Nassauer griehe, der verzehlt jekt behaam, merr wärn die unkultivierteste Mensche im ganze Deitsche Reich, unn es wär noor e Glid, das merr 66 preiisch werrn fimm; am End war 's vielleicht aach e gruz Verseelichkeit, die die Geschicht an die groz Glos hängt; immer duufsemaan, seigt de Franzos, unn nit 's hiesig, als wann merr bei de Wlitzgesellschaft aagestellt wär.

Milner hörte, wie Türen geöffnet und vorsichtig wieder geschlossen wurden. Dann blieb für eine lange Zeit alles totenstill, und es war ihm, als müsse inzwischen schon die halbe Nacht vergangen sein, als sich endlich wieder der schwere Schritt des Konsuls näherte und seine auch in ihrer Gebeugtheit noch immer imponierende Gestalt im Türrahmen erschien.

„Auch Doktor Evers hat die Kugel nicht entfernen können. Er fürchtet, die Verletzung in der Lunge dadurch zu verschlimmern. Aber er hält die Wunde nicht für unbedingt tödlich. Er sagt, daß noch viel schlimmere Lungenschüsse glatt zur Heilung gelangen. Sie ist jetzt bei vollem Bewußtsein und Eva ist bei ihr. Darum werden Sie Ihre Braut heute nicht mehr sehen können, Stuart.“

Milner dankte in der Stille seines Herzens dem Himmel, der es ihm ersparte. Indem er seinen ganzen Mut sammelte, fragte er beklommen: „Und der Täter? — Was sagte Ihre Gattin von dem Täter?“

„Sie hat nichts von ihm gesehen, und sie erinnert sich überhaupt an nichts, als daß sie plötzlich einen Schlag oder Stoß im Rücken gefühlt habe, und daß es ihr schwarz vor den Augen geworden sei. Mit weiteren Fragen haben wir sie nicht gequält, denn das Sprechen ist ihr streng verboten. Es bedurfte auch ihres Zeugnisses nicht, denn der Mörder ist durch den aufgefundenen Revolver, der seinen Namen trägt, hinlänglich überführt. Es ist derselbe, den Sie an meinem Hochzeitsabend draußen auf der Terrasse sahen. Die Beamten, die ihn suchten und verhaften sollen, sind bereits unterwegs.“

Das war das Furchterliche, vor dem Stuart Milner gezittert hatte. Er schluckte und wirkte, als ob er etwas sagen wollte; aber es kam dann doch nichts anderes über seine Lippen als eine gemurmelte Wiederholung seiner vorigen Äußerung: „Er muß wahnsinnig sein — man hätte ihn längst in ein Irrenhaus sperren sollen.“

„Ich hoffe, man bringt ihn jetzt an einen Ort, wo er noch sicherer aufgehoben ist als im Irrenhause,“ erwiderte der Konsul. „Aber es ist spät geworden, mein lieber Stuart, und Sie sehen sehr erschöpft aus. Soll ich Ihnen einen Wagen zur Heimfahrt anspannen lassen?“

Milner wehrte ab. Was verschlug es ihm, den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen, wenn er dadurch nur eine Viertelstunde früher von hier fortkam — aus diesem Hause des Schreckens, darin er sich wie ein an Händen und Füßen gefesselter Gefangener fühlte.

Als er fünf Minuten später die kühle Nachtluft an seinen fieberheißen Schläfen spürte, atmete er auf, wie ein entsprungener Sträfling aufatmen mag, und dann eilte er mit langen Schritten der Stadt und seiner Behausung zu, nur von dem brennenden Verlangen erfüllt, sich endlich volle Gewißheit zu verschaffen, wie grausam und niederschmetternd auch immer diese Gewißheit sein mochte.

Seine Hände zitterten, so daß er Mühe hatte, in seinem Zimmer die Lampe anzuzünden. Er suchte zunächst nach einem etwa inzwischen abgegebenen Briefe. Aber er fand nichts, und dann, während es in seinen Ohren sauste und sein Herz zum Zerspringen kloppte, machte er sich an das Fach im Schreibtisch, darin er noch vor zwei Tagen den Revolver gesehen.

Es war leer.

XVIII.

Eberhard Lettinger hatte die bitterste Enttäuschung und den tiefsten Schmerz seines Lebens erfahren. So jäh war er durch die Mitteilung von Evas Verlobung aus all seinen Himmeln gestürzt worden, daß er noch immer Mühe hatte, an die Wirklichkeit und Unabänderlichkeit des Unbegreiflichen zu glauben.

Er war eben im Begriff gewesen, sich zu einem Besuch in der Villa Antonie zu rüsten, als man ihm den Brief des Konsuls überbracht hatte. In den artigsten Wendungen, die wiederholt seine unaussprechliche Dankbarkeit betonten, teilte ihm Rudolf Gernsheim mit, daß er seine Tochter durch die erfolgreiche ärztliche Behandlung, die ihr von Seiten Lettingers zu teil geworden, als hinlänglich wieder hergestellt angesehen habe, um in ihr Verlobnis mit Herrn Stuart Milner zu willigen, und daß er diesen freudigen Anlaß benutze, um ihm, ihrem Lebensretter, auch einen kleinen äußeren Beweis seiner großen Erkenntlichkeit zu geben. Er werde sich natürlich dessen ungeachtet auch weiterhin als seinen Schuldner betrachten und bitte, jederzeit unbedenklich über seine Dienstbereitschaft zu verfügen.

Eine Dankanweisung auf dreitausend Mark hatte dem Briefe beigelegt, das fürstlichste Honorar jedenfalls, das dem jungen Arzt während der bisherigen Dauer seiner Praxis zuteil geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Weise kann des Mächtigen Gunst entbehren,
Doch nicht der Mächtige des Weisen Lehren.
Mirza Schaffy.

Leidenheit ohne Maß ist verkappter Stolz.
Jean Paul.

Verlorene Zeit wird nie wiedergefunden.
Franklin.

Dies und Das.

□ Das Luftschiff von Weisenburger. In dem als 13 Fuß langes Modell ausgeführten Luftschiff-Entwurf Weisenburgers ist die von Zeppelin inaugurierte Idee des Zellenballons bis in ihre letzten Konsequenzen geführt. Zeppelin umgibt seine kugelförmigen Einzelzellen mit einer auf einen starren Rahmen gespannten Hülle. Weisenburger verzichtet auf die äußere Hülle und hängt die Zellen aneinander wie eine Reihe Eisenbahnwaggons mit der modernen Kurzkuppelung oder besser noch wie die Glieder eines Regenwurms. Jede Zelle ist zylindrisch, vorn halbkugelförmig abgerundet und hinten mit einer passenden konischen Einwölbung versehen. Beim Zusammenlegen des Regenwurms wird jedesmal der Kopf einer Zelle in die Höhlung der vorhergehenden geschoben, und es entsteht ein langer Zylinder mit glatter Oberfläche. Jede Zelle hat ihren Rahmen mit Gondel, ihr Ballonet, und die Einrichtungen zur Verbindung mit der vorhergehenden und folgenden. Wird eine angegeschlossen, leidet oder sonst unbrauchbar, so schaltet man sie aus, ersetzt sie durch eine Reservезelle oder macht den Kreuzer um ein Stück kürzer. Eine Gondel ist größer und enthält den Motor, die Schraube usw. Jede Zelle ist ohne weiteres einzeln als Fesselballon für Beobachtungen brauchbar, aber man kann auch durch Einsetzen eines kleinen Motors nebst Schraube eine oder zwei zusammengefügte Zellen in einen kleinen Luftkreuzer verwandeln. Im zusammengelegtem Zustand ist der ganze Apparat leicht transportabel, die Entfaltung, Füllung und Zusammenlegung kann nach Ansicht des Erfinders in wenigen Stunden geschehen.

□ Vom Weizenfeld zum Biskuit. In dem amerikanischen Städtchen Waitsburg steht die älteste Mühle des Staates Washington. In dieser Mühle sind neulich Biskuits verfertigt worden, deren Entstehungsgeschichte ein Kuriosum ist. Als man diese Biskuits nämlich aus dem Backofen herauszog, waren erst 22 Minuten verstrichen seit dem Augenblick, in dem man das zu ihnen verwandte Weizenmehl als wogendes Korn auf sonnigem Felde schnitt. In zweiundzwanzig Minuten vom schwankeuden Haln zum tadellosen Biskuit! Es ist gut, daß der Vorgang von fünfzig einwandfreien Persönlichkeiten bezeugt worden ist, wir wären sonst sicher geneigt, an einen Scherz zu glauben. Die Beschreibung des Arbeitsprozesses überzeugt uns allerdings sofort von der Wohlaufrichtigkeit dieses Kunststückchens. Auf dem Weizenfelde eines Mr. Atkinsons (das zwei Meilen von der Mühle entfernt war) begann die Arbeit. Mr. Atkinson war sogleich mit dem Versuch (den man ganz unvorbereitet unternahm) einverstanden und ließ die Maschinen auf seinem Felde sofort anhalten. Als sie gereinigt waren, gab man das Zeichen zum Schneiden des Probeforns. 9 Uhr 3 Minuten stand dieses noch hoch und stolz auf dem Felde. 9 Uhr 4 Minuten sah man die ersten Halme fallen, 9 Uhr 8 Minuten wanderte der Weizen in die Dreschmaschine. Drei Minuten später standen 4 wohlgelüllte und zugenähte Säcke Weizen auf dem Felde. Nun galt es, diese Säcke, die zusammen 535 Pfund wogen, in die 2 Meilen entfernte Mühle zu schaffen. Sie wurden zu diesem Zwecke auf ein Automobil von 30 Pferdestärken geladen, das mit einer Geschwindigkeit von 40 Meilen pro Stunde Waitsburg entgegenfuhr. Drei Minuten nachdem man den letzten Sack auf dem Felde zugenäht hatte, war das Korn schon in der Mühle gewogen worden und in dem mächtigen Mühlentrichter verschwunden. Fünf Minuten später, 9 Uhr 19, erschien das erste Mehl. Augenblicklich stürzte sich ein Wäcker darauf und begann es mit Wasser und Backpulver zu verrühren. 9 Uhr 21 wurden die rohen Biskuits in einen vorher erhitzten Gasolin-Ofen hineingeschoben. Als sie 2 Minuten gebacken hatten, waren die 4 Säcke Weizen inzwischen schon zu zwei Säcken tadellosen Mehls gemahlen, die fertig zum Versand dastanden. Die Biskuits buken im ganzen 5 Minuten. 9 Uhr 26 zog man sie aus dem Ofen heraus. Sie waren tadellos geraten und zeigten auf ihrer Wölbung die kunstgerechte bräunliche Tönung, die sie haben müssen. Man verteilte sie unter die Zuschauer, die ihre Uhren nun einstecken konnten.